

Ein Anfang vor dem Anfang: Bruchstücke und Buchstaben

Dieses Vorhaben ist für mich ein neues und ein wiederholtes. Das Wiederholte ist das Zusammenfügen von Essays ihrer Ähnlichkeit und Verschiedenheit, ihrer Passung einem Rahmen nach. Der Rahmen: Ein aus Buchstaben gefertigtes Bruchstück versetzt mit den theoretischen Stücken anderer Autor*innen – darin dem ganzen Buch Vorbild. Sicher ist, dass das nicht das Neue ist. Eher eine Wiederholung des oft unternommenen Versuchs, einen Kontext zu stellen. Also eine Grundlage zu bereiten, um das Verstehen der Einzelnen, aber auch des Zusammenhangs zu bereiten, ihn zu kommunizieren. Wie aber bereitet man einen Kontext? Und kann er überhaupt erfüllen, was man sich von ihm verspricht?

Selbst diese Fragen sind nur eine Wiederholung. Die Wiederholung von Gedanken, die sich unter anderen in Jacques Derridas *Signatur Ereignis Kontext* finden, wenn er fragt: »Aber sind denn die Anforderungen eines Kontextes jemals absolut bestimmbar? [...] Gibt es einen strengen und wissenschaftlichen Kontextbegriff?«¹ Wenn Derrida also nach einem Kontext fragt, der mehr ist als eine beständige Wiederholung, ein Kreisen um und mit den Sachen, bei dem man mal mehr und mal weniger von der Bahn abweicht, der ein Verbürgen von Sinn sein soll, dann bildet dieser hier geschriebene Anfang vor dem Anfang eine Wiederholung dieses Fragens. Denn ich bin versucht, einen Begriff von Kontext zu erfragen, durch den umfänglich verstanden wird, was der Kontext für dieses oder jenes

¹ Jacques Derrida: »Signatur Ereignis Kontext«, in ders. (Hg.): *Limited Inc.*, Wien: Passagen Verlag 2001, S. 17.

ist, damit es selbst wiederum verstanden wird, wenn man eben nur den richtigen Kontext angibt. Um einen Begriff von Kontext ginge es damit, an dem nicht nur das Verstehen, sondern die unmissverständliche, immer gelingende Kommunikation hinge: Was gesagt wurde, in welcher Absicht, auf welche Art und Weise, wann und wo, wäre dann ein Puzzle, das nur richtig zusammengesetzt werden müsste, um den einen Sinn zu kommunizieren, der beabsichtigt war. *Den einen Sinn ...* Darauf werde ich noch zurückkommen.

Aber zuerst zum Kontextpuzzle: Wie viel Beschreibung des Wo, Wie, Wann, Warum, Wer braucht es, um den Kontext als richtigen Kontext zu sichern, um letztlich das Verständnis zu sichern? Was muss in der Beschreibung wiederholt werden, damit der Kontext die Kommunikation verständlich macht, das Anliegen übermittelt wird? Was wäre das Notwendige eines Kontextes, das benannt werden muss, ohne das es kein Verständnis der jeweiligen Sache geben könnte? Oder eben in Derridas Worten: »Gibt es einen strengen und wissenschaftlichen Kontextbegriff?«² So erfreulich es wohl wäre, mit dem Kontext so etwas wie einen Schlüssel zu besitzen – genau diese Vorstellung ist eine Versuchung, zumindest für mich –, mit dem man das Verständnis der Anderen erreichen könnte, so deutlich ist aber der Kontext nicht dieser eine Schlüssel. Er ist selbst nicht nur an das Wie, Wo, Wer, Warum und Wann einer Person gebunden, sondern auch daran, an wen man sich richtet, welche Anderen es zu erreichen gilt. Damit potenziert sich der Kontext, da auch die Anderen ihr Wie, Wo, Wer, Wann und Warum haben, die zum Verständnis einer Sache in einer bestimmten Situation beitragen. Kurz gesagt: Der Kontext bleibt eine Variable, genau wie das, was verstanden wird, und das Wie. – Heißt streng wissenschaftlich, also eindeutig und eindeutig reproduzierbar, so erreicht dies der Kontext nie. Er verbleibt in Variabilität, ist aber nicht unvorhersehbar. Wiederholt, aber nicht gleich. Immer mit einer Spannung behaftet, einer Ungewissheit, den Abstand während, den es braucht, um der Vielseitigkeit Raum zu geben.

Der Kontext – und damit zurück zu *dem einen Sinn*, zurück zu meiner Versuchung – kann niemals gänzlich verbürgen, dass was

² Ebd.

und wie etwas ausgesagt werden soll, auch so ankommt, wie es sollte. Der Kontext verbürgt weder *den* Sinn noch die *Eindeutigkeit*. Er verbürgt die Sinnhaftigkeit, also jene unbestimmte Menge an Sinn, die zusammengeflochten ist, deren unterschiedliche Stränge in unterschiedlicher Länge und Verbindung mit anderen Strängen verstanden werden können, da sie so immer wieder das Umfeld für viele Sinne bieten. *Den einen* Sinn reproduktiv zu ermöglichen, wäre deshalb mehr als nur zu viel verlangt. Es würde, gäbe man sich dem Trugbild und der Versuchung völliger Reproduktion von Sinn durch die Wiederholung des genau richtigen Kontextes hin, das Erleben und Leben von Sinn genau dann sinnlos machen. Warum? Einfach deshalb, weil es hieße, den Kontext völlig zu bestimmen, ihm alles zu nehmen, was nicht gelenkt, geführt, begriffen, was nicht beherrscht werden kann. Aus seiner Pluralität, die die Sinnhaftigkeit stützt, würde Totalität werden, die nur Zwanghaftigkeit kennt. Denn in ihr, der Totalität, gibt es kein Bemühen um Andere und kein Sich-einlassen-Wollen auf Andere. Sind diese doch die Quelle von Unbeherrschbarkeit. Ohne das Sich-Einlassen und ohne das Bemühen um die Anderen und ihre Unbeherrschbarkeit braucht es Zwang, nämlich den, aus dem eigenen Kontext *den* Kontext überhaupt zu machen. Dies stellt in meinen Augen eine verbrecherische Anmaßung dar, die es wiederum bräuchte, um die Konstruktion eines wiederholbaren Kontextes als Gleiches zu ermöglichen – was noch zu nett klingt, denn es geht um das Töten des Sinns der Anderen, was zumeist mit der Tötung oder Folter der Anderen einhergeht. Soll der Sinn als Gleiches zurückkommen, muss er ge- und erzwungen werden, muss ihm alles Andere immer und immer wieder mit den Mitteln der Gewalt genommen werden.

Doch: Das Wiederholte sträubt sich selbst gegen den Zwang, ist immer auch – egal wie minimal – anders, drängt zur Pluralität. Ich meine damit nicht es selbst als irgendeine Entität, sondern als Andere durch Andere, für Andere, von Anderen. Und damit ist es etwas, um das wir uns bemühen müssen, wenn es verständlich kommuniziert werden soll. Nur im Bemühen und Sich-Einlassen wird der Sinn übermittelt, wenn der Kontext wiederholt und wiederholt wird, verändert wiederholt wird, um auf Andere einzugehen und so selbst ein wenig anderer Sinn wird, der aber im Bemü-

hen für Andere und von Anderen durch sie gemeinsamer Sinn wird. So wiederhole ich, worauf Derrida in Auseinandersetzung mit Searle verwies: »Vergessen wir nicht, daß ›Iterabilität‹ nicht einfach [...] Wiederholbarkeit des Gleichen bedeutet, sondern Veränderbarkeit dieses idealisierten Gleichen in der Singularität des Ereignisses, zum Beispiel dieses oder jenes *speech act*.«³ In der wiederholten Mitteilung desselben oder desgleichen ist deren Veränderung schon inbegriffen.

Und genauso wiederhole ich, was Søren Kierkegaard in *Die Wiederholung* versuchte zu fassen:

Als sich dies einige Tage wiederholt hatte, wurde ich so verbittert, der Wiederholung so überdrüssig, daß ich wieder nach Hause zu reisen beschloß. Meine Entdeckung war nicht bedeutend und doch war sie sonderbar; denn ich hatte entdeckt, daß es die Wiederholung überhaupt nicht gab, und dessen hatte ich mich vergewissert, indem ich es mir auf alle mögliche Weise wiederholen ließ.⁴

Die Wiederholung ist kein geschlossenes System, das einen immer wieder genau gleichen Ablauf, die immer gleiche Art und Weise bedeutet, sondern in der Wiederholung wiederholt sich das Wiederholte immer auf eine andere Art und Weise, verändert durch die Kontexte, zu denen es selbst wird, von Anderen, die in der Wiederholung (er)leben.

Die Bezugnahme auf Andere, und gerade die sich einlassende und sich bemühende Bezugnahme um den Sinn und dessen Vermittlung, hängt – wer hätte es gedacht – an den Anderen. Denn so wie ich mich um sie bemühen muss, soll mein Sinn kommuniziert werden, so müssen sie sich um eine*n bemühen, soll ihr Sinn verstanden werden. Wir stehen vor einem Bemühen unter Anderen. In diesem Bemühen beanspruchen wir notwendig Andere, ihre

³ Jacques Derrida: »Nachwort. Unterwegs zu einer Ethik der Diskussion«, in ders. (Hg.): *Limited Inc.*, Wien: Passagen Verlag 2001, S. 183.

⁴ Søren Kierkegaard: »Die Wiederholung« in ders. *Die Krankheit zum Tode, Furcht und Zittern, Die Wiederholung, Der Begriff der Angst*, München: DTV 2005, S. 379.

Zeit und ihr Wann, ihre Orte und ihr Wo, ihre Gründe und Begründungen, ihr Warum und dadurch natürlich immer sie selbst. Wir beanspruchen ihren Kontext als Bezugnahme für die Vermittlung unseres Sinns und sind damit schon immer auch von ihnen beansprucht.

Besonders deutlich wird diese Beanspruchung innerhalb der Frage nach dem Geschlecht. Will jemand einen bestimmten Sinn vermitteln, wie bspw. dies ist ein zu Kaufendes, dann wird nicht selten das Gender und auch die Sexualität der Menschen beansprucht, die es kaufen sollen. Die Werbetafel für Lippenstift beansprucht ein weibliches Geschlecht, eine weibliche Sozialisation, um als Kontext den Sinn, diesen Lippenstift zu kaufen, zu kommunizieren. Sie ist von jemandem darauf ausgerichtet, bestimmte Kontexte zu beanspruchen, und verliert ihren Sinn als Kaufanregung in anderen Kontexten, erzeugt womöglich das Gegenteil oder etwas völlig anderes. Und diese Möglichkeit, Kaufanregung für ein Geschlecht zu sein, also bestimmte Vorlieben und Eigenschaften zu haben, ist selbst wiederum ein Kontext, der nur und durch den man nur beansprucht werden kann, da der Kontext des Geschlechts eine*n schon beansprucht, weil das Geschlecht in der momentanen Gesellschaft schon von Geburt an von Anderen als Kontext unseres Sinns beansprucht wird. Die Beanspruchung selbst beginnt sogar schon pränatal, bspw. durch Ultraschall gegebene Geschlechtsbestimmung, und verweist ab diesem Moment im Patriarchat auf einen Sinn, der fortgeschrieben werden soll: weiblich oder männlich.

Und so kann man an dieser Form der beanspruchenden Kontextualisierung in Richtung Judith Butlers blicken und mit s*ihren Worten aus *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen* sehen, wie die einer*m vorausgehende Kontextualisierung den Rahmen weiterspannt, immer schon die Anderen – wie auch hier angemerkt – auf dem Plan sein lässt, nicht erst ruft. Butler schreibt Folgendes zur politischen Dimension, dem Anspruch, das Geschlecht (Gender) in Abgrenzung zum schon beanspruchten Kontext freier zu benennen, es aus diesem Kontext in einen anderen, einen queeren zu überführen, in dem es mehr als weiblich und männlich gibt, hin zu einem Kontext also, in dem LGBT-QIA*-Personen einen lebenswerten Sinn präsentieren: »Wenn ich

von anderen beansprucht werde, sobald ich meinen Anspruch erhebe, wenn Gender für jemand anderen und von jemand anderem ist, bevor es mein Gender wird, wenn Sexualität eine gewisse Enteignung des ‚Ichs‘ mit sich bringt, dann bedeutet das nicht das Ende für meine politischen Forderungen. Es bedeutet nur, dass man, wenn man solche Forderungen erhebt, diese für weit mehr als nur sich selbst erhebt.“⁵

Die Forderung selbst – hier im Speziellen die nach Geschlechtergerechtigkeit – steht so immer schon in einem Kontext, den Anderen beanspruchen, durch den man selbst beansprucht wird, was heißt, in einer bestimmten Art und Weise erwartet zu werden. Und nur von diesem aus kann man einen neuen Kontext schaffen, muss man einen anderen Kontext kreieren, wenn man etwas fordert. So paradox und wenig klärend es klingen mag: Ein Kontext kann sich somit wieder nur im Kontext verstehen lassen, sich nur von einem anderen aus sinnhaft zeigen. Es ist an dieser Stelle die Wiederholung der Kontextualität schon als Veränderung zu sehen, da der Kontext beansprucht werden und dennoch einen anderen Kontext eröffnen kann.

Man reist von einem Kontext durch einen Kontext zu einem Kontext und bei dieser Reise durch die Kontexte verändert man sich und die Kontexte; wird selbst verändert. Das eine kann ohne das andere nicht geschehen. Denn es ist eine Reise, die nicht ein Urlaub oder eine Pause des eigenen Lebens ist, sondern es ist eine Reise, bei der man notgedrungen an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit, als eine andere Person, mit anderer Art und Weise sich zu verhalten und anderen Gründen und somit bei einem anderen Kontext ankommt. Selbst dann, wenn man den Kontext, den man sich vornimmt, nicht erreicht, entsteht ein neuer, in dem der Sinn bedeutet, es versucht zu haben und in einer gewissen Art und Weise gescheitert zu sein. Deswegen ist der Aufbruch zu einem neuen Kontext eine Entscheidung zu gehen, wie sie Masha Gessen mit Blick auf das Hinter-sich-Lassen eines Landes oder eines bestimmten Körpers benennt: »Die Entscheidung zu gehen, fühlt sich selten

5 Judith Butler: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2011, S. 33.

frei an, aber die Entscheidung, neue Weltgegenden (oder veränderte Körper) zu bewohnen, erfordert Vorstellungskraft.«⁶

Was ist also das Neue? Ich muss diese Frage wiederholen, da sie von Beginn an immer gestellt ist, ob implizit oder – wie zu Beginn dieses Textes – explizit. Die Antwort ist vermutlich die Folgende: Nicht viel. Außer vielleicht der Versuch, andere auf die Reise mitzunehmen, um beim Heraustreten aus der Nacht das Einfallen in den Tag als revolutionären Akt anzusehen. Oder etwas weniger metaphorisch: Das Normalwerden des Außenseitigen, der Anderen, des Versteckten, diese kleinen Brüche in der Normalität, die eher wie das Verfüllen der Brüche durch neue Sedimente wirken, als die radikale Praxis anzusehen, die das Normalwerden ist. Es ist der beständige Weg der Veränderung durch Andere. Wenn es also etwas Neues in diesem Text gibt, dann ist es der Weg, der, wie zuvor erwähnt, in den folgenden Texten immer wieder beschritten wird: die Reise von der Nacht in den Tag.

Die Reise, die aus dem Kontext des Verborgenen, der Räume außerhalb der Norm, des Verstecks, aus der Nacht in die Offenheit, die Norm, den Alltag, in den Tag drängt, ist, wenn es in diesen Texten und im Rahmen etwas Neues gibt, dieses Neue: die erneute Wiederholung dieses Versuchs, durch andere Gedanken und Lebensformen, durch die Gedanken Anderer und deren Lebensformen in einen neuen Morgen zu treten.

6 Masha Gessen: »Geschichten eines Lebens«, in dies.: *Leben mit Exil. Über Migration sprechen*, Berlin: Suhrkamp 2020, S. 97.

